

Swati Kaushal
Delhi Love Story





DIE AUTORIN

Swati Kaushal veröffentlichte bereits den Roman »Hochzeit auf Indisch«. Geboren und aufgewachsen ist sie in Neu-Delhi. Nach dem MBA arbeitete sie in Kalkutta für Nestlé und Nokia. Mit ihrem Mann und ihrem Sohn lebt sie heute in Minneapolis, USA.

SWATI KAUSHAL

*Delhi
Love Story*

Aus dem Englischen
von Stephanie Singh





cbj
ist der Kinder- und Jugendbuchverlag
in der Verlagsgruppe Random House

1. Auflage
Deutsche Erstausgabe März 2011
Gesetzt nach den Regeln der Rechtschreibreform
Deutschsprachige Ausgabe © 2011 cbj Verlag,
München, in der Verlagsgruppe Random House
GmbH
Alle deutschsprachigen Rechte vorbehalten
© Swati Kaushal 2008
Erstmals erschienen 2008 bei Penguin Books
India unter dem Titel »A Girl Like Me«
Aus dem Englischen von Stephanie Singh

MI · Herstellung: CZ
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

eISBN: 978-3-641-05502-8

www.cbt-jugendbuch.de

Eins

Neu-Delhi. Die Stadt hat sich verändert, seit ich das letzte Mal hier war. Sie ist dichter, schwärzer, aufgeplatzt wie ein riesiger Pollensack. Ihre Konturen sind nicht mehr so klar wie früher, sondern fransig, zerschnitten von all den Wolkenkratzern, Straßenüberführungen und riesigen Anzeigetafeln. Und überall sind Menschenmassen. Die neuen Gebäude sind höher, schmaler, die Slums sind größer; die Farben der Stadt erscheinen schwärzer vom Ruß und doch greller denn je. Delhi hat an Bissigkeit gewonnen und den vertrauten Geruch behalten. Die Hitze der alten, neuen Stadt umgibt mich wie ein Fell, sie schlägt mir ins Gesicht, macht mich benommen. Ich schließe die Augen; der Vinylsitz des Taxis ist klebrig und heiß. Ich denke an das beruhigende Grau und Weiß unseres Gartens im Winter.

Im Winter stachen die wenigen kahlen Bäume in unserem Garten stark hervor: die Birke, die Pinie, die dürre Esche und die einsame Ulme, die ihre Äste über das Dach unserer Veranda spannte. Zwischen den Zweigen glitzerte das Sonnenlicht. Wenn ein leichter Wind ging, konnte man Sterne tanzen sehen.

Im Winter deckte endloser, weicher, flaumiger Schnee den Garten zu wie eine Daunendecke, unter deren Weichheit man zarten weißen Träumen nachhängt. Überall standen dürre Sträucher, die versprachen, über

den Schlaf zu wachen und mit ihren Eiszapfen die sanfte, weiße, kühle Decke fest über dem Träumenden zu halten.

Im Winter herrschte Stille im Garten. Es war so still, dass man nach oben blicken und die Laute des Universums hören konnte: die Explosionen auf Jupiter, die Stürme auf Saturn und das Knacken im sagenumwobenen Eis auf dem Mars. Man konnte das Einschlagen der Meteore hören, das Flackern des Sonnenfeuers und die Geburtswehen viele Galaxien weit entfernter Planeten.

Jeden Winter spielte die Zeit im Garten verrückt. Nachts, wenn man alleine war und in die stille weiße Leere hinausblickte, ließ sie plötzlich die Hüllen fallen wie eine betrunkene Diva und badete nackt in der kalten Nachtluft. Sie breitete die Arme aus und schlug Räder. Sie riss einen mit in ihrem wilden Tanz und spuckte einen dann unversehens wieder in der Kälte aus.

Kalt war es im Garten. Eiskalt. Jeden Winter kroch die süße Kälte vom Nordpol herunter und froh alle Schmerzen ein. Wenn man mit kalten Wangen unter der Pelzkapuze die Auffahrt vom Schnee freischaufelte, bemerkte man das zunächst gar nicht. Erst wenn die Schneeberge langsam schmolzen, wenn die jungen Eichhörnchen und Gänse und Streifenhörnchen die Herrschaft über Garten und See zurückeroberten, wurde einem klar, dass ein wesentlicher Teil von einem fehlte. Der Frühling brachte auch die Tränen.

Ich öffne meine Augen, in denen neue Tränen brennen. Vor mir sehe ich den ausgefransten Hemdkragen des Taxifahrers. Er ist zerknittert und voller Schweißflecken. Aus ihm wächst ein brauner, faltiger Hals wie ein dicker Baumstumpf. Wie der Hals meines Vaters.

Mein Vater war unmusikalisch, sprach laut und sang gerne. Jeden Morgen nach dem Aufwachen hörte ich als Erstes seine Stimme.

Guten Morgen, Ani-Bunny ...

Annie, Papa! Ich heiße Annie!

Funny Ani, how you kill me, aha, sunny Ani!

Das sollte ein Song von Abba sein. Weder der Text noch die Melodie war auch nur ansatzweise wiederzuerkennen. Ich warf mein Kissen nach ihm und er lachte. Seine dicken Augenbrauen – ich hätte Zöpfchen hinein-flechten können – tanzten in seinem Gesicht. Die frisch rasierten Wangen und seine riesige Nase dehnten sich beim Lachen.

Ani, Liebling!

Er trug mich oft auf dem Rücken, auch dann noch, als ich eigentlich schon zu groß dafür war.

Rock-a-bye-Ani

Papa! Hör auf!

Auf dem Baum ...

Paapaa!

Letztes Halloween hörten meine Mutter und ich auf, ihn zu vermissen. Es war schon ein ganzes Jahr vergangen. Meine Mutter verkleidete sich als Wichtelfrau, ging zur Halloweenfeier ins Büro und versprach, betrunken zurückzukommen. Ich verteilte grünes Gel in meinem

Haar, verpasste mir ein falsches Augenbrauenpiercing und ging mit Jessica und Jaime für eine Runde »Süßes sonst gibt's Saures« nach draußen.

Wir hatten einen Riesenspaß. Jessica fuhr ihren Ford Mustang mit offenem Verdeck und der Hexenhut saß ihr schief auf dem Kopf. Auf halbem Weg begann es zu schneien. Unsere Haare wurden weiß. Wir machten eine Pause am Seeufer und sahen zu, wie unser Atem kleine Wolken formte. Jaime nestelte an ihrem roten Haar herum und erklärte wortreich, weshalb Brad Anderson ein Idiot war. Es gab Millionen Gründe. Dann entdeckte Jessica ein Hirschkalb. Es stand am anderen Ufer des Sees, halb von Bäumen verdeckt. Sobald es uns bemerkte, wurde es ganz steif. Einen kurzen Moment leuchteten seine Augen auf wie goldene Bernsteine. Wir starrten es an und wagten nicht zu atmen. Dann rannte es fort.

Der letzte Winter war gut und hart. Einer jener Winter, in denen es bis minus 30 Grad kalt wird, die Nasenhaare zusammenfrieren, jeder in dicken Parkas mit Fellkapuzen herumläuft und es völlig in Ordnung ist, auf der Straße nie zu lächeln. Die Kälte war so angenehm. Solange sie andauerte, war alles ein bisschen erträglicher. Doch im April schmolz der Schnee und konnte nichts mehr zudecken.

Ich vermisste ihn. Ich vermisste seine Hände. Die Hände des neuen pakistanischen Kassierers im Supermarkt waren wie seine: dunkel, breit, kantig, mit markanten Knöcheln. Auf seinen Fingern wuchs dunkles, drahtiges Haar in Büscheln. Noch zu Hause musste ich

an diese Hände denken. Im Spiegel sah ich die dichten Augenbrauen meines Vaters. Mit der Pinzette meiner Mutter zupfte ich so lange an ihnen herum, bis auf der geröteten Haut nur noch dünne Linien zu sehen waren.

Seine Augen waren so dunkel gewesen. Schwarz und glänzend wie Lackleder. Sie blickten mich immer voll grenzenloser Liebe an und ich erkannte mein funkeln-des Spiegelbild in ihnen. Selbst durch seine Brille hindurch, sofern er sie trug. Einmal fand ich sie in der Gefriertruhe, festgefroren an den Enchiladas. Er liebte diese labbrigen Dinger. Ich weiß noch, wie er sie eines Tages zu lange in der Mikrowelle erwärmt hatte und ein Spritzer Sauce sich wie ein Wurm seinen Unterarm entlangschlängelte – vorbei an dem Streifen heller Haut, der vom Armband seiner Uhr stammte, das er immer viel zu fest zog. Ich nannte ihn sein »Livestrong-Armband«.

Im letzten Jahr wurde er immer dünner. Das Kinn schmaler, die Wangen hohl, das Gesicht faltiger. Das Lachen wurde zu einem Husten, die Falten wurden tiefer, aber die Mimik blieb lebhaft. Er *lebte*.

Dann hatte sich unser Leben mit einem Schlag geändert. Und jetzt ziehen wir um.

»Ist es nicht aufregend, Ann?«

Ich öffne die Augen. Ma sitzt auf der schattigen Seite der Rücksitzbank, sie trägt ihre Sonnenbrille, das Haar zum Knoten geschlungen. Wäre ihr Handgelenk näher an meinem Gesicht, dann könnte ich bestimmt ihr Parfum riechen, das nach Orange und Ingwer duftet.

»Diese Geschäftigkeit«, sagt sie und deutet mit ihrer duftenden Hand auf das Chaos draußen, »diese Zielstrebigkeit, all die neuen Möglichkeiten?«

Ich antworte, das sei sehr aufregend.

»Schau dir mal diese Straßenüberführung an! Und all die Geschäfte! Und hier, Ann, noch ein Wohnhaus!«

Ich blicke durch das Fenster hinauf zu einem weiteren Wolkenkratzer. Wie ein Leuchtturm ragt er zwischen engen Reihen winziger Häuser hervor. Er besteht aus dunklem Glas und Metall und sieht aus wie ein Hollywoodstar. Auf einem metallenen Schild ist eingraviert: Garden Villa.

»Ist es nicht unglaublich, wie schnell Delhi größer wird? Wie ein Teenager!«

Ich schaue mir die brütend heiße Stadt an. Laut Ma begann sie 2000 Jahre nach ihrer Gründung plötzlich, rasant zu wachsen.

»Weißt du, Ann, du wirst dich hier wohlfühlen. Heute gibt es in Delhi viele westliche Annehmlichkeiten. Und alle sind sportverrückt, es ist kaum zu glauben. Tennis, Schwimmen – und dann ist da noch dieser neue Golfplatz, über den alle sprechen!«

Ich erinnere sie daran, dass Golf die einzige Sportart ist, die mich nicht interessiert.

»Jetzt vielleicht noch nicht. Ach, es wird einfach wunderbar werden. Nächste Woche um diese Zeit könnten wir schon in unserer neuen Wohnung sein. Stell dir das mal vor!«

Ich gebe mir alle Mühe, genau das nicht zu tun.

Zwei

Fünf Häuser in einem Halbkreis bildeten das Ende der Stichstraße in Eden Prairie. Sie standen dort wie an einer Kette aufgefädelt. Wenn das Postauto von rechts nach links an den Häusern vorbeifuhr, kam es zuerst bei den Lindstroms, dann bei den Harrises, den Bowmans und den Jensens vorbei, und schließlich bei den Rais. Die Häuser im Kolonial- und Tudor-Stil waren alle mit Ziegeln gedeckt, gepflegt und in dezenten Farben gehalten. Vor jedem Haus leuchtete grün ein ordentlich gemähter Rasen.

Sonntags abends stellten wir die blauen Mülltonnen entlang der Straße auf. Im Sommer blieben Jess, Jaime und ich noch draußen und spielten in der Auffahrt Basketball. Unsere Eltern veranstalteten abwechselnd Grillfeste. Wenn die Lindstroms, Bowmans oder Jensens an der Reihe waren, gab es Burger und Spareribs. Wir Rais servierten Tandoori Chicken, das wir bei einem indischen Restaurant bestellten. Die Harrises blieben meist für sich.

Sonntags abends saßen Jess, Jaime und ich in Flip-Flops und kurzen Hosen auf der Verandatreppe und streckten die Beine von uns. Jesses und Jaimes lange Beine schienen in der Sonne goldfarben; meine waren dick und kräftig und hatten die Farbe von nasser Rinde. Als ich klein war, störte es mich sehr, so braun zu sein. Papa

lachte nur und meinte, ich sei eben eine wahre *Punjabi*, stark und abgehärtet wie Lehmboden und schön wie Weizenfelder. Ich antwortete, er brächte da etwas durcheinander: Ich sei aus Minnesota und Ma aus dem *Punjab*. Und überhaupt, warum war meine Mutter so hellhäutig?

»Deine Mutter ist eben keine wahre *Punjabi*.«

Meine Mutter saß über ihre Entwürfe gebeugt am Esstisch und warf einen Stift nach Papa.

Sonntags abends riefen auch Nana und Nani aus New Jersey an – und zwar immer dann, wenn wir gerade beim Essen saßen. Ob um sechs, sieben, acht oder neun Uhr: Das Telefon klingelte immer dann, wenn wir uns hinsetzten.

»Die können die verbrannte Pizza eben bis nach New Jersey riechen«, sagte Papa dann.

»Ach, Suj, sei still«, antwortete Ma.

Sie ging zum Telefon und setzte ein braves Lächeln auf. »Ja, Mama, hier ist Isha. Wir haben schon gegessen. Was es gab? Ach, nichts Besonderes, das Übliche. *Chapattis, Dhal, Subzi* und *Raita*. Welches *Subzi*? Ach, *Palak Paneer*. Und *Arhar Dal*. Ja, ich weiß. Es geht nichts über ein gutes indisches Essen.«

Mein Vater und ich prosteten Ma mit unseren Cola-light-Dosen zu und bissen in die verbrannte Pizza. Ma ging mit ihrer Pizza und dem Telefon auf die Veranda. Sie behauptete, dort sei sie am kreativsten.

An einem Sonntagabend kam der Anruf. Ma und Papa hatten gerade geplant, im Frühjahr nach New Jersey zu fahren und *Nana, Nani* und Onkel Arun und seine

schreckliche Frau zu besuchen. Ich selbst blätterte in Prospekten über Acapulco. Die Pizza war an diesem Abend nur leicht verbrannt. Papa grinste, als das Telefon klingelte. Ma trat ihn zärtlich unter dem Tisch und stand auf.

»Sag ihr, dass wir heute *Rajma-Chawal* essen«, rief Papa ihr hinterher.

»Nein, *Puris* mag sie am liebsten«, scherzte Ma.

Als sie zurückkam, lachte sie nicht mehr. Ihr Lippenstift wirkte auf einmal unregelmäßig, ihr Gesicht bleich. Ihre Stimme, die Haare, die Kleidung, die Körperhaltung, alles schien mit einem Mal verrutscht, als sei sie eben aus der Achterbahn in Valleyfair geklettert. »Das war die Arztpraxis«, sagte sie.

In jenem Jahr gab es keine Frühlingsferien; der Winter dauerte bis in den Herbst hinein. Jeder Monat war kalt und weiß: Kälter als der Kaffee im Krankenhaus, weißer als die Krankenhausbettwäsche und die Bettpfannen und Papas Haare, die büschelweise ausfielen. An einem Sonntagabend sieben Monate später rief Ma Arun-Mama, Nana und Nani in New Jersey an, außerdem Dadi und Satish-Tau und Girish-Tau in Bhopal.

Eine Bodenwelle schleudert mich plötzlich nach vorn gegen den Fahrersitz. Ich halte mich fest und spüre, dass ich schon wieder diesen Kloß im Hals habe. Die Dose Cola light, die Ma mir gegeben hat, ist bis auf ein paar warme Tropfen leer. Sie spritzen auf mein Kinn, als der Fahrer an einer der vielen roten Ampeln scharf bremst. Wieder staut sich der Verkehr, und wieder versucht je-

der, den besten Platz an der Ampel zu ergattern. Ein dünner Mann auf einem blauen Motorroller quetscht sich zwischen unser altmodisches, eiförmiges Taxi und den neuen Toyota neben uns; mit dem Lenker stößt er dabei ein paar Mal an die Tür des Toyota. Der Fahrer kurbelt das Fenster herunter und beginnt eine Schimpftirade. Der Rollerfahrer scheint ihn gar nicht zu bemerken.

Der Kloß in meinem Hals verschwindet langsam.

Auf der anderen Straßenseite hebt eine Kuh den Kopf und ist kurz davor, einen Fladen abzudrücken. Der Mann auf dem Motorrad hinter ihr weicht aus, aber er ist nicht schnell genug. Der Kloß in meinem Hals ist jetzt weg. Genau darum ging es doch, oder? *Hierher* sind wir zurückgekommen: eine Welt voller Gegensätze, fliegender Kuhmist, tröstendes Chaos. Wer weiß, vielleicht funktioniert das sogar.

Ich schaue Ma an. Sie hat ihren Skizzenblock auf dem Schoß und kritzelt etwas. Ich beobachte, wie ihre Finger über das Papier fliegen. Ein Rechteck entsteht, genauer gesagt eine Werbetafel wie die an der Straße gegenüber. Aber ihre ist auffälliger, genau wie der Slogan: »Ruf in Amerika an. Sooft du willst.«

Sie zeichnet eine neue Anzeige. »Ruf in Dubai an. Täglich.«

Eine dritte. »Ruf in London an. Einfach so.«

Und auf einmal ergibt die wirre Handy-Anzeige auf der Werbetafel gegenüber Sinn.

»Ist das einer deiner Kunden, Ma?«

Sie blickt überrascht auf und findet in die Realität zu-

rück. »Oh«, sagt sie und legt den Block beiseite. »Nein, das war nur so eine Idee.«

Ruheloses Genie. So hatte das Jahrbuch der Universität von Kalkutta Ma beschrieben. Als ich es entdeckte, waren die Seiten abgegriffen und vergilbt. Es lag in einer Kiste im Keller und war 20 Jahre alt.

Wir hatten unsere Sachen für den Umzug nach Indien gepackt. Wir hatten Kisten zugeklebt und beschriftet und fast alles weggeworfen, was wir in den letzten 16 Jahren angesammelt hatten. Ma wollte einen Neuanfang. Wir nehmen nur die Fotos mit, Ann, hatte sie gesagt, die Fotos und die Bücher.

Das Jahrbuch hatte ich in einer Kiste voller Comicausschnitte gefunden. Peanuts, Doonesbury, Dilbert und Blondie, Hunderte davon. Die eselsohrigen Papierstapel trugen Mas Handschrift, als hätte sie Entwürfe für eine erneute Veröffentlichung überarbeitet. Sie hatte Humor schon immer sehr ernst genommen.

Ich zog den schmalen Band aus recycelter Pappe aus der Kiste und war sofort fasziniert. Der Inhalt war nicht alphabetisch oder chronologisch, sondern nach Geburtstagen geordnet. Ma war auf Seite 32 – der 10. März – direkt nach Gopal Krishnaswamy, dem beliebtesten Typen des Jahrgangs, geboren am 9. März 1964, und vor Manoj Naharas, dem Jahrgangsstreber, geboren am 12. März 1963.

Isha Mohan. Ruheloses Genie. Spaßvogel unseres Jahrgangs. Sie wird die Welt verändern, ihr eine neue Überschrift verpassen und dann auf den Mars ziehen.

Auf dem Bild trug sie einen verrückten Kurzhaar-

schnitt. Sie lachte über das ganze Gesicht, stand vor einem See im Nebel und sah zauberhaft aus.

Das Jahrbuch hatte sie selbst gestaltet. Ihr Name erschien im Impressum unter »Konzept, Design, Comics und Schriftbild«. Von ihr stammte auch das Titelbild – eine Bleistiftzeichnung der Universität – und die Widmung.

»Und was haben die anderen gemacht?«, fragte ich.

»Sie haben es gedruckt«, sagte sie.

Später am selben Abend suchte ich nach dem Jahrbuch meines Vaters. Ich schlich im Schlafanzug an der Tür meiner Eltern vorbei in den Keller. Mit klopfendem Herzen wühlte ich mich durch Berge feuchter Kisten, auf der Suche nach einem Erinnerungsstück an die Universität von Bhopal. Wie hatten ihn seine Freunde wohl beschrieben? *Sujit Rai, der Löwe unseres Jahrgangs, der Wirbelwind unseres Jahrgangs, das Feuer unseres Jahrgangs?* Die ganze Nacht durchsuchte ich die Kisten und Kästen, sogar die ganz hinten, die man nur kriechend erreichen konnte. Ich fand Ameisen, Käfer und eine Spinne, aber kein Jahrbuch. Papa kümmerte sich einfach nicht um seine Sachen.

Am Fenster des Taxis zieht ein weiterer Wolkenkratzer vorbei, er heißt Greenleaf Estates. Wir passieren endlose, baufällige Ladenzeilen. Ich blinzele in die Sonne und schaue auf die Uhr. »Wie lange dauert es noch?«, frage ich Ma.

»Sag Bescheid, sobald du Beverly siehst«, antwortet sie. »Tara meinte, es sei eine Minute hinter Beverly. Wie könnte Beverly wohl aussehen, Ann?«

Ich sage, das seien die rosa Hochhäuser gewesen, an denen wir vor einer halben Stunde vorbeigekommen waren.

»Wirklich? Tja, so haben wir wenigstens die Umgebung kennengelernt. Schau mal, Ann, noch ein Einkaufszentrum!«

Wenn ich sagen würde, Ma sei aufgeregt, käme das der Beobachtung gleich, die Sonne sei heiß. Ma hatte das Jobangebot vor zwei Monaten bekommen, in der letzten Aprilwoche. Creative Director von Kaleidoscope, Indiens am schnellsten wachsender Werbeagentur. An diesem Abend kam sie mit leuchtenden Augen nach Hause und versprühte eine Leichtigkeit, die ich lange nicht erlebt hatte.

»Das ist eine große Sache, Ann!«, sagte sie. »Sie bezahlen die Unterkunft, den Umzug, den ganzen Kram!«

Ich saß gerade auf dem Sofa und machte meine Hausaufgaben. Ich hob den Kopf und dachte an unser Haus, an die Umgebung, an alles, was eben kein »Kram« war.

»Die Dinge sind so festgefahren! Es kommt mir vor, als hätte ich all die Jahre im Koma gelegen. Wenn ich nicht bald aufstehe und losgehe, dann weiß ich nicht mehr, wie das geht!«

Ich ließ ihr das durchgehen, obwohl sie in letzter Zeit wie verrückt gearbeitet hatte und durch die Weltgeschichte geflogen war.

»Hier hält uns doch nichts, oder?«

Durch das Fenster blickte ich in den kahlen Garten, wo ein Roter Kardinal auf einem tief hängenden Birkenast saß. Er war klein, rot und süß, ein wunderbarer

Vogel. Einer alten Gewohnheit folgend, registrierte ich, dass es der dritte Rote Kardinal in diesem Jahr war.

Papa hatte mich in die Mathematik der Roten Kardinäle eingeführt, als ich fünf Jahre alt war. Wir addierten Kardinäle, subtrahierten Kardinäle, erstellten Tabellen über Kardinäle und errechneten Kardinalswahrscheinlichkeiten und 3D-Koordinaten von Kardinälen. Elf Jahre lang beobachteten wir die Kardinäle intensiv. Wir arbeiteten wie richtige Wissenschaftler in unserem Garten, mein Vater und ich. Überhaupt machten wir viel gemeinsam.

»Nein«, antwortete ich Ma, »hier hält uns wirklich nichts.«

»Was meinst du, Ann, sollen wir es tun?«

Letztlich gab ihr Lächeln den Ausschlag. Es war zugleich ein neues strahlendes, hoffnungsvolles Lächeln und ihr altes, liebevolles Lächeln, und es verlangte meine Zustimmung.

Um sieben Uhr abends unserer Zeit rief sie Tante Tara an – in Delhi war es halb sechs Uhr in der Früh. Tante Tara war noch ganz verschlafen, aber schon bald schallte ihr durchdringendes Kreischen durch den Hörer.

»Ja, wir wollen wirklich nach Delhi ziehen«, kreischte meine Mutter zurück. »Wir wollen dort essen, atmen, ein Haus mieten, ein Auto kaufen, Rechnungen bezahlen und vor allem aus unserem festgefahrenen Leben hier wegkommen!«

Unser festgefahrenes Leben. Es war makellos und duftete gut. Bereits am folgenden Morgen kam ein Herr vom Maklerbüro, um den Wert unseres Hauses zu schätzen.

Wir begannen, unsere Sachen auszusortieren. Ma legte ein ungeheures Tempo an den Tag, wenn sie motiviert war.

»Ja, Annie ist auch schon ganz aufgeregt. Nicht wahr, Liebling?«

Ich riss die Augen auf und hüpfte auf dem Sofa auf- und ab, um meine Aufregung zu demonstrieren. Dann ging ich hinaus.

Der Garten war an diesem Abend in funkelndes Sternenlicht getaucht. »16 ist ein tolles Alter, oder?«, scherzte Ma mit Tante Tara am Telefon. Glockenhell drang ihre Stimme durch die Terrassentür.

16, dachte ich. Wirklich toll. So toll, dass Jaime mit 16 die Pille nahm und in einen Idioten verliebt war. So toll, dass Jessica hungerte, um dünn genug für das Cheerleaderteam zu werden. Und ich ...

Ich blickte zu den Sternen und fragte mich, wie sich wohl das restliche Leben anfühlen würde, wenn mir schon 16 so groß und unendlich vorkam. 17. 18. 19. 20 und 30 und 50 und 75 und 100. Vielleicht würde es sich aber auch nach gar nichts anfühlen. Vielleicht endete das Leben, wie die Sterne, am Ende in großen schwarzen Löchern.

»In der ersten Juniwoche kommen wir an«, konnte ich Mas Stimme durch die Tür hören.

Ich richtete mich auf. In der ersten Juniwoche wurde normalerweise der Rasen gemäht, die Büsche wurden geschnitten, im Garten summten dicke Bienen und die Bäume standen in frischem Grün.

Wobei das eigentlich keine Rolle spielte.

Im Juni würde ich das Fahrradturnier von Hyland Park verpassen, das Schwimmtraining, Jaimes Auftritt mit ihrem Jazzorchester und die Abschlussprüfungen zum Schuljahresende.

Aber das, dachte ich, spielte wohl auch keine Rolle.

Im Juni würden die Stauden, die Papa in der Ecke an der Mauer gepflanzt hatte, hüfthoch stehen. Sie würden jemand anderem gehören.

Ich fragte mich, ob das vielleicht eine Rolle spielte. Ich überlegte, ob man sie an den Wurzeln herausziehen, in Kisten packen und mit nach Indien nehmen könnte.

Drei

Eine Frage: Kann man grelle rote Strähnen schön finden?

Ma glaubt anscheinend, das ginge. Als ich verzweifelt das Wesen im Spiegel anstarrte, sagte sie, anfangs hasse man jeden neuen Haarschnitt. Das war vor einer Woche. Wir waren im Friseursalon Rocco im Einkaufszentrum gewesen.

»In drei Tagen wirst du es lieben«, sagte sie. Ich antwortete, ein Kastanienton wäre dezenter gewesen.

»Dezent ist langweilig. Aber das hier ...« Sie streicht über meinen Kopf. »Das ist so schön auffällig.«

Ich blickte in den Spiegel. Meiner Meinung nach sah ich aus, als sei ich verletzt. Als hätte mir jemand einen Hockeyschläger über den Kopf gezogen. Als bräuchte ich Monate, um mich von dem Schlag zu erholen.

»Die Frisur passt zu dir!«

Ich streiche die roten Strähnen hinter meinen Ohren glatt, als das Taxi endlich vor dem schmiedeeisernen Tor von Heritage City in Delhis Vorstadt Gurgaon hält. Ma dreht die verrostete Fensterkurbel und die Nachmittagsluft strömt ins Innere des Wagens wie in einen Airbag. Mit ungebrochener Begeisterung hält sie ihr Gesicht in den Luftstrom.

»Was für eine nette Wohnanlage, Ann!«

Ich schaue mir die in der Nachmittagssonne goldgelb leuchtenden Gebäude an und spüre, dass mein Mund trocken wird. Die Fahrt hierher hat ewig gedauert, und jetzt ist es, als stünden wir an einem Abgrund und hinter uns tobe ein Feuer: Es gibt kein Zurück mehr.

»Block D, 414«, ruft Ma dem Mann vom Sicherheitsdienst an der Einfahrt zu. »Familie Vermas.«

Langsam fährt das Taxi weiter. Der Knoten in meinem Magen zieht sich enger zusammen, während der Rasen schwimmt und die Straße die Form einer tiefen Schlucht annimmt. Block A, Block B, Block C ...

»Schau, Ann, hier ist es! Block D! Da oben im vierten Stock muss ihr Balkon sein! Kaum zu glauben, dass wir wirklich hier sind! Nach all den Jahren sehen wir sie endlich wieder! Tara und Sunny, und den lieben kleinen Keds!«

Den lieben kleinen Keds.

Bei unserem ersten Besuch war er sechs Jahre alt gewesen, groß und schmal in seinen roten Shorts und seinem Micky-Maus-T-Shirt. Bei einem Ausflug in den Zoo sahen wir einen weißen Tiger. Er brüllte und Keds machte sich

in die Hosen. Seine Wangen waren tränenverkrustet, die roten Shorts voll dunkler Streifen, und wir bekamen jeder zwei Kugeln Eis.

Beim nächsten Besuch war er acht, ich war sieben dreiviertel. An einem glühend heißen Nachmittag gingen wir ins Eisenbahnmuseum und kamen beide mit Erkältungen zurück. In Appu Ghar prügelten wir uns zum ersten Mal im Dreck, er schlug mir auf die Lippe und es blutete stark. Ich bekam zwei Kugeln Eis, er keine.

Das nächste Mal nahmen sie uns zum Go-Kart-Fahren mit. Wir waren zehn und beinahe zehn, zu alt für diesen Kinderkram. Die Kartbahn war ausgestorben, die Cola warm. Eis gab es nicht.

Zum letzten Mal waren wir vor vier Jahren zu Besuch. Wir besichtigten den Lotustempel, das Rote Fort, die Jama Masjid und eine der Jantar-Mantar-Anlagen. Und an einem drückend heißen Septembertag, dem letzten vor unserer Abreise, gingen wir zum Badhkal Lake.

Keds und ich waren an jenem Nachmittag auf dem Hügel. Kaum hatten unsere Eltern die Picknickdecken herausgeholt und gefragt, wer Lust auf Frisbee-Spielen hätte, hatten wir die Schuhe fester geschnürt und waren durch das verbrannte Dickicht geflohen.

An diesem ersten September war die Hitze sehr stark. Nach wochenlangem Regen war es aus dem Nichts brütend heiß geworden. Die Sonnenstrahlen fühlten sich an wie heißer Dampf. Die Luft zitterte. Der knapp hundert Meter unter uns liegende See wirkte verschwommen. Keds und ich stritten darüber, ob der See die Felsen hinaufgekrochen komme oder ob das nur so aussehe. Wir

stellten uns vor, wie die trockenen Zweige unter unseren Füßen verbrannten und Kaskaden von Feuerfunken in den See hinuntersprangen, während wir den Berg hinaufkeuchten und uns die Knie an scharfen Steinen aufrissten. Wir waren uns einig, dass niemand außer unseren Eltern so verrückt war, an einem Tag wie diesem ein Picknick zu veranstalten.

Als wir auf dem kleinen Grasstück ganz am Rand des Abhangs standen, blickte Keds über die Klippen hinunter zum See. »Das könntest du nie«, forderte er mich heraus.

Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn und blickte die felsigen Klippen hinunter. In der Tiefe erschienen sie dunkelbraun und verschwommen. »Wart's mal ab«, antwortete ich.

Er verband mir die Augen mit einem Tuch. Die Hitze legte sich wie ein Angorapullover um meinen Kopf, drang in meine Ohren, brannte rot hinter meinen Augenlidern.

»Los«, flüsterte er mir ins Ohr.

Ich machte vorsichtige Schritte. Ich erinnerte mich, dass der Abgrund noch ein paar Meter entfernt gewesen war. *Zehn Schritte, zwölf, fünfzehn.*

»Weiter.«

Ich streckte die Arme aus.

»Du kommst immer näher ran.«

21, 22, keine Angst, 23, ...

»Halt.«

Ich zerrte am Tuch über den Augen.

»Hey, nicht so schnell.«

Ich hörte auf, spürte die Hitze, orientierungslos.

